

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Weltbegebenheiten

[urn:nbn:de:bsz:31-261887](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-261887)

Weltbegebenheiten.

Wie ist der Hausfreund von Hause aus kein Freund von Politik, wenigstens keiner von der Politik, die alles viel besser verstehen will, als Reichstag und Bismarck zusammen, und die darum auch alles tadelt und benergelt, mag es von unten oder von oben ausgehen. Ruhig und voll guter Hoffnung läßt er die Welt ihren Gang gehen; denn er meint, ihre Leitseile liegen in weiser Hand und schließlich muß doch noch alles gut werden. Was die verschiedenen politischen und kirchlichen Ansichten betrifft, ob die Menschen auf diesem oder jenem Wege glücklich gemacht werden sollen, so läßt der Hausfreund einer jeden volle Gerechtigkeit widerfahren, sofern sie nur getragen ist von ächter Menschlichkeit, von Hochachtung vor dem Gesetze und von uneigennütziger Liebe zu Fürst und Vaterland. So lange die Welt steht, hat es Kriege gegeben, blutige und unblutige — ohne Ringen kein Fortschritt und ohne Kampf kein Sieg; so ist es einmal: die Welt ist ein Kampfplatz. Für jetzt schon hienieden einen ewigen Frieden zu wünschen, fällt dem Hausfreund nicht ein; ein solcher wäre für unsere unfertigen Verhältnisse nicht einmal zuträglich. Von diesem Standpunkte aus blickt der Hausfreund in den Strom des öffentlichen Lebens. Vieles treibt an ihm vorüber und er schüttelt den Kopf; Einiges aber hält er für wichtig genug, um es seinem geschätzten Leser hier zu bieten als Ueberblick über die Weltbegebenheiten.

Deutschland.

Nicht nur in unserem engeren Vaterlande Baden, sondern in ganz Deutschland waren die Nachwehen des vergangenen schlechten Jahres zu verspüren. Auf Handel und Industrie lag es wie ein Bleigewicht. Ist es da zu verwundern, daß die Zahl der Unzufriedenen wächst und die Auswanderung zunimmt? Ueber Hamburg allein sind im Jahre 1880 über 43,000 Menschen aus Deutschland ausgewandert. Wenn nun auch in der letzten Zählungsperiode die Volkszahl Deutschlands um 275,000 gewachsen ist (sie beläuft sich auf 44,647,000), so ist doch sehr zu bedauern, daß solche Geldmittel und Arbeitskräfte dem Vaterland entzogen, ja geradezu dem mit uns überall wetteifernden Amerika zugeführt werden. Es wäre wohl gut, wenn wir eine mit dem Mutterlande in Verbindung stehende Ansiedelung hätten, welche unserer Vollblütigkeit abhelfen könnte, ohne uns die Abziehenden ganz zu entfremden. Es geht uns da

eben leider auch wie dem Dichter bei der Theilung — es ist bereits Alles vergeben. Nun vielleicht findet sich für Geld und gute Worte irgendwo noch ein hübsches Stück Land, wohin unsere Europamüden ziehen können, und wo sie Manches, wenn auch nicht Alles finden, wie sie es wünschen. Einstweilen freut sich der Hausfreund, daß man endlich zwei Krebsübeln am deutschen Volkskörper mit scharfem Messer zu Leibe geht: der Nahrungsmittelfälschung und dem Wucher. Da kann man nicht schneidig genug dreinfahren und sollten sogar neue Flügel an die Landesgefängnisse gebaut werden müssen.

Wie man in Baden, wo wir immer noch ein Bischofen voraus sind, durch Aufhebung des Examen-gesetzes den Frieden mit der Kirche angebahnt hat, so wird auch in Preußen gegenwärtig ein Versuch gemacht, den Kulturkampf aus der Welt zu schaffen, ohne daß sich ein Theil etwas vergiebt.

Im Juli kamen im Familienaal des Coburger Residenzschlosses Ehrenburg die Finanzminister des deutschen Reiches zusammen, um eine vertrauliche Besprechung ohne Zeugen abzuhalten. Daß es keine Steuererleichterung war, die sie beriethen, konnte man ahnen; man weiß es jetzt bestimmt, da dem Reichstag ein ganzes Steuerbouquet — wie man sich durch die Blume ausdrückt — vorgelegt wurde. Nun das Bouquet hat sehr verschiedene Gerüche: Börsenduft, Kasernenduft, Bierblume und am stärksten aber dürfte wohl am Ende der Geruch von Tabak hervortreten; denn da die meisten Steuern durch den Reichstag abgelehnt oder wenigstens stark beschnitten werden, wird der Kanzler wohl auf sein Lieblingsprojekt, das Monopol zurückkommen. — Das ist für uns Badener allerdings ein starker Tabak!

Dem Branntwein will man in Norddeutschland nicht sonderlich zu Leibe gehen; er gehört scheint's dortselbst zu den „berechtigten Eigenthümlichkeiten“. Einmal sind die Großgrundbesitzer fast alle Ritter vom Schnapshelme, und dann wird behauptet, der arme Mann könne den Schnaps nicht entbehren, ohne aus dem Geschirr zu fallen. Der Hausfreund, der doch auch schon manche Strapazen mit und ohne Schnaps durchgemacht hat, meint, der Schnaps sei ein Lügenbeutel, der dem Menschen nur weiß macht, er kräftige ihn, während er ihn langsam aber sicher ruiniert, und da das Bier der beste Gegner der Schnapsloddelei ist, so würde er für eine tüchtige Schnapssteuer stimmen, d. h. wenn er im Reichstag wäre, und ließe das Bier nicht so hoch belasten — selbst auf die Gefahr hin,

daß die Herren Agrarier ein Paar Flaschen Rothspohn oder Sect weniger trinken dürften.

Die Beschlüsse, welche die Berliner Friedenskonferenz in Bezug auf Griechenland und die Türkei gefaßt hat, wurden in einer gemeinschaftlichen Note der Konferenzmächte durch den deutschen Gesandten Hagfeld in Konstantinopel überreicht. Wie es kam, daß die Sache auf die lange Bank geschoben und bis jetzt — Ende Mai — noch nicht bereinigt ist, soll bei dem Kapitel Türkei und Griechenland zur Sprache kommen.

Ein großes nationales Fest feierte Deutschland am 15. Oktober 1880, die Kölner Dombaufeyer, unter Anwesenheit des Kaisers. Und wahr ist der Spruch:

Ganz Deutschland baut' dies Gotteshaus,
Ein ew'ges Werk baut' Deutschland aus:
Es baut' der Einheit Edelstein,
Den Riefendom zu Köln am Rhein!

Bei der Ausstellung in Australien in Melbourne hat sich Deutschland ordentlich herausgebissen, und den Ausspruch, den Reuleaux gelegentlich der amerikanischen Ausstellung gethan: „Billig aber schlecht“ Lügen gestraft. Besonders hat das Kaiserzelt mit seinem kostbaren Inhalt Bewunderung erregt.

Unter freudiger Antheilnahme hat sich am 2. Juni 1880 der Sohn unseres Kronprinzen, Prinz Wilhelm, mit der Prinzessin Augusta Viktoria von Schleswig-Holstein-Augustenburg in Babelsberg verlobt, und wurden im März mit großer Pracht in Berlin die Vermählungsfeierlichkeiten abgehalten — ein frischer Zweig am alten Zollernstamm, möge er grünen und gedeihen unserer Nation zu Nutz und Ehre.



Prinz Wilhelm und Prinzessin Viktoria, künftiges deutsches Kaiserpaar.

Auch in unserm Baden haben wir ein ähnliches freudiges Ereigniß zu verzeichnen; gleichfalls im März fand die Verlobung des Kronprinzen Oscar von Schweden mit der Prinzessin Viktoria von Baden statt. Merkwürdiger Wandel der Geschichte — eine Tochter des „Augustenburger“ ist bestimmt, dereinst den deutschen Kaiserthron einzunehmen u. eine Urenkelin Gustav Wafa's den Thron ihrer Ahnen in Schweden. In Baden fand ein Ministerwechsel statt, der jedoch im Großen und Ganzen in der politischen Richtung keine Aenderung herbeiführen dürfte.

Wenn auch Fürst Bismark dem verblüfften Reichstage ankündigte, es werde voraussichtlich in der nächsten Zeit ein Wohnungswechsel stattfinden, und Berlin sei am längsten Reichshauptstadt gewesen, so dürften sich doch die Ladenburger oder Emmendinger vergebliche Hoffnung machen, daß die Wahl auf ihre Vaterstadt fallen werde. Ferner hat der Reichskanzler die Lösung der sozialen Frage in die Hand genommen, und das Unfallversicherungsgesetz ist ein kühner Versuch, das Wohl der arbeitenden Klassen zu verbessern.

Am 18. Januar hat das deutsche Reich den 11. Jahrestag seiner Auferstehung gefeiert, und wird auch, so Gott will, in eigener Kraft fest geeinigt in ferner Zeit noch als Europa's Herz kräftig und gesund, zum Heile der Gesittung und des wahren Menschenglücks pulsieren, und ihm der bis jetzt bewahrte Frieden erhalten bleiben. Unser Kaiser Wilhelm hat in voller Rüstigkeit am 22. März seinen 85. Geburtstag festlich begangen — mager noch manches Jahr das Reich regieren, dessen Wiedergeburt ja hauptsächlich sein Werk ist. In unserm Nachbar- und Bruderstaat

Oesterreich-Ungarn

hat auch eine Hochzeit stattgefunden, zwischen dem Kronprinzen Rudolph und der Prinzessin Stephanie von Belgien, und zwar am 10. Mai d. J. mit großer Pracht in Wien. Auch hier kommt eine Prinzessin auf den Kaiserthron, deren Vater über einen Theil der Brabantischen Lande herrscht, die so lange zu Oesterreich gehört hat. Der alte Satz kann wahr werden: „Mögen andere Kriege führen, du Oesterreich wirst durch Heirathen glücklich.“ Nun das alte Oesterreich kann Glück brauchen. Widerlicher als je herrscht der völkerschaftliche Streit in dem vielsprachigen Lande. Die Ungarn wollen alle Deutschen hinauswerfen, aber für 50 kr. kann sich einer, der Sonntag heißt, in einem Szondagk umungern lassen. Bruder Böhme brachte es zu einer eigenen Univerfität, damit „sakramentski deutsches Hund nit allein hot Kultur verfluchtiges.“ Zu allem

dem giebt Graf Taaffe, der österreichische Minister, seinen Segen. Ob's gut thut, wird die Zeit lehren. Einstweilen wollen die biedern Tyroler die



Oesterreichisches Kronprinzenpaar.

Schuljahre verringern, vermuthlich um der Verbreitung der neuen Orthographie Schwierigkeiten in den Weg zu legen, wofür dann die Wiener Studenten dem Abgeordneten Lienbacher eine feierliche Katzenmusik gebracht haben.

In Agram hat ein fürchterliches Erdbeben am 9. November v. J. viel Unheil angerichtet, wie überhaupt unsere alte Erdkugel nicht mehr ganz niet- und nagelfest zu sein scheint.

Am 9. November feierte Oesterreich und besonders Wien, den 100jährigen Jahrestag des Regierungsantritts seines großen Kaisers Josephs II., des Mannes, der zu früh auf der Welt erschienen, und leider auch zu früh wieder von derselben geschieden ist.

Sonst sucht Oesterreich den von der Türkei abgerissenen Beutefezzen, Bosnien, zu verdauen, und sich durch Bahnanschlüsse u. Handelsverträge Luft nach dem schwarzen Meere hin zu verschaffen. Von

Italien

weiß der Hausfreund wenig zu erzählen, außer daß auf der Insel Ischia bei Neapel gleichfalls ein verderbliches Erdbeben stattgefunden hat, was vielen Menschen das Leben gekostet, und wobei die Stadt Casamicciola zerstört wurde.

Sonst ist außer dem regelmäßigen Ministerwechsel und dem unerfülllichen Länderappetit nur zu melden, daß man den Freund Franzos gar nicht mehr so arg lieb hat — es ist nur wegen Tunis, das zu hübsch zu Italien passen würde. In

Frankreich

spielt Herr Gambetta immer noch im Hintergrunde den geheimen Regenten, hält alle 8 Tage eine 3stündige Rede bald vor den Haarträuslern, bald vor den vereinigten Schornsteinfegern. In

der einen droht er in den nächsten 3 Wochen Europa in Blut zu ersäufen, in der andern schlägt er vor, eine O-Milchkuranstalt zu gründen, da jetzt der Friede auf alle Zeit gesichert sei. — Einstweilen hat ihm der Senat mit Ablehnung des neuen Wahlgesetzes einen gewaltigen Strich durch die Alleinherrscherplane gemacht.

Die letzten Begnadigten sind jetzt von der trockenen Guillotine in Neucaledonien zurückgeführt, haben aber, trotzdem der Laternenmann Rochefort und die „bittere Louise“ Michel Mord und Brand speien wie Feuerfresser, bis jetzt sehr geringen Erfolg.

Mehr Aufregung hat die Austreibung der Jesuiten und der nicht vom Staate genehmigten Orden, sowie die Verweltlichung der Schulen verursacht. In Ohnmacht gefallene Gräfinnen, beehrte Gensdarmen, auf den Schultern fortgetragene Lehrbrüder, aufgebrochene Thüren und Schlösser spielten die Hauptrolle; selbst in der Kammer gab es Reize — und doch ging die Sache ihren Gang und ihrem Ende ruhig entgegen.

Im Juli v. J. fand in Paris ein großes Nationalfest statt, bei welchem den Truppen die neuen Fahnen verliehen wurden. Alles ging prächtig, und besonders gefiel den Republikanern, daß die Generale dem Präsidenten gehorsamen Diener machten. Ueberhaupt geht es jetzt ziemlich ruhig republikanisch zu; die Kronjuwelen, soweit sie keinen geschichtlichen Werth haben, wurden verkauft, und daß Ferry statt Freycinet in's Kabinet getreten, macht keinen Unterschied.

Zu den guten Freunden des kranken Türken gehört auch Frankreich, und da jeder der Hinterlassenschaftsbevollmächtigten sich ein Andenken genommen, will es auch was haben. So mußten denn die Chrumirs, ein Grenzstamm von Tunis, Händel angefangen haben; die Franzosen boten an 100,000 Mann auf, damit die getreuen Algierer ruhig blieben, und rückten in Tunis ein. Leider fanden sie die Chrumirs nicht. Man warf einige Bomben auf die wüste Insel Tabarca und einige Granaten in die Cactushecken, rückte vor Tunis und der Bey unterschrieb den vorgelegten Vertrag, der ihm den Schutz Frankreichs für alle Zeiten sichert. Doch wieder etwas für den Ruhm!

Rußland.

Dort geht's drunter und drüber und wenn wir im vorigen Jahre gemeint, mit der Berufung des Armeniers Loris Melikoff werde der Nihilistenwirthschaft ein Ende gemacht, und es ginge von nun an besser, so war das leider eine Täuschung. Im Juli 1880 starb die Kaiserin, und im August heirathete der Czar die Fürstin Dolgoruki, die zu einer Fürstin Zur-

jewskaja erhoben wurde. Die Nihilisten trieben ihr verbrecherisches Gewerbe nach wie vor, und als der Kaiser nach Livadia reisen wollte, wurden wieder Minen entdeckt. Eine Freude wurde dem Kaiser dadurch bereitet, daß General Skobelew im Januar 1881 die Feste Geok-Tepe, die Hauptstadt der Teks-Turkmenen, erstürmte, diesem wilden Stamme eine blutige und grausame Niederlage beibrachte, und damit den Weg nach Merw und Khiva eröffnete, was den Engländern Indiens halber sehr unangenehm war. Am 13. März geschah das Entsetzliche: Kaiser Alexander wurde, als er Nachmittags 1^{3/4} Uhr von der Parade in der Ingenieurreitschule zurückfuhr, am Katharinentanal unweit der Stallhofbrücke durch Sprenggeschosse, welche unter seinen Wagen geworfen wurden, lebensgefährlich verwundet, und starb, nachdem er nur noch wenige Worte gesprochen, Abends um 4 Uhr im Winterpalais. So war der scheußliche Plan der Nihilisten gelungen und Alexander III. bestieg den Thron seiner Väter. Die am Mord beteiligten Nihilisten: Ryssakow, Sheliabow, Michailoff, Ribalschisch und Sophie Perrowka wurden am 15. April d. J. auf schauerliche Weise gehängt. Die noch beteiligte Zesse Mirowa Hefsmann weil sie guter Hoffnung war, einstweilen zurückgestellt. Der Henker Froloff erhielt wegen bewiesener Un-

Ende machen sollten. Eine Enttäuschung brachte aber schon die Staatserklärung des neuen Kaisers,



Kaiser Alexander III. von Rußland mit Gemahlin.

in welcher hauptsächlich betont wird, er werde in Zuversicht auf die göttliche Vorsehung und in dem Glauben an die Kraft und Wahrheit der selbstherrlichen Gewalt diese befestigen und bewahren vor jeder Anfechtung. Loris Melikoff erhielt seine Entlassung und ein europäisches Ministerium wurde eingesetzt. Nun, wir wollen abwarten, ob das Rezept hilft. Einstweilen gährt und brodelt es in dem weiten Rußland wie in einem Herzkessel. Dem stolzen



Attentat auf Kaiser Alexander II.

geschicklichkeit eine ächt russische Anerkennung in Gestalt von 100 Knutenstreichen. Der neue Kaiser verließ Petersburg und siedelte nach dem Lustschlosse Gatschina über. Große Hoffnungen setzten die Russen auf Alexander III., und erwarteten Maßregeln, die selbst von Loris Melikoff vorgeschlagen, den traurigen Zuständen ein

die Fren diese Behandlungsart, nach dem Manne Boycott, an dem man es zuerst probirt. Nebenbei werden aber trotz der irischen Zwangsmaßregel, einer Art kleinem Belagerungszustand, den Polizeibeamten die Ohren mit stumpfer Scheere gestutzt, die Gerichtsvollzieher lebendig geröstet, alle Augenblicke ein Grundbesitzer meuchlings nieder-

England

ist auch nicht Alles so nach Wunsch gegangen. Natürlich — wer seine Hand überall drin hat, bekommt hie und da Eins auf die Finger. Zunächst machte das „grüne Irland“ den Engländern viel Kummer. Jahrhundertjähriges Unrecht läßt sich eben nicht so rasch wieder gut machen. Mit Gewalt wurden z. B. die Irländer besitzlos gemacht, und jetzt wenden sie Gewalt an, wieder zu dem Ihrigen zu gelangen. Neuerdings haben sie was Verfahren eingehalten, Mißliebige vollständig abzusondern. Kein Bäcker, kein Metzger, kein Kaufmann darf an einen solchen etwas verkaufen, kein Arzt ihn behandeln, kein Dienstbote bei ihm eintreten. „Boycotting“ heißen

geschossen, und zu guter Letzt die Häupter der irischen Landliga von den Geschworenen freigesprochen. Recht nett das! — In Indien wurde die Brigade Burrow durch Njub Khan bei Kutsch-i-Nakhud 8 Stunden von Rhandahar überfallen u. beinahe vernichtet. Die berühmte englische Wachsamkeit trug hier wieder die Schuld. Allerdings wegte im September 1880 General Robert die Schlappe wieder aus, allein die Geschichte kostete Menschen und was noch unangenehmer ist, viel Geld. Noch übler aber verliefen die Dinge in Südafrika. Zuerst bekamen die Engländer mit dem Volksstamm der Basutos Händel, dann standen die schwer mißhandelten Boers (Bauern holländischer Abkunft) auf, und versuchten, ihr gutes Recht mit den Waffen wieder zu erlangen. Gewaltthätig hatte die englische Regierung das Transvaalland, die neu gegründete Heimath der Boers, die schon früher vor der engl. Willkür ausgewandert waren, kurzer Hand unter nichtigen Vorwänden sich angeeignet. Die Boers nun hatten Ende 80 die Stadt Heidelberg (nicht zu verwechseln mit „Alt-Heidelberg der feinen“) besetzt, und die Republik ausgerufen, überfielen dann bei Middelburg die engl. Troßwagen und brachten der Bedeckung eine Niederlage bei, ja waren sogar so frech, bei Laings-Neck zu siegen. Das war doch zu arg — der General Colley gab, nachdem der Präsident des Oranjesfreistaats Brand vergebens vermittelt, dem Boersgeneral Joubert eine letzte Erklärung ab und stürmte, als dieselbe nicht beachtet wurde, den von den Boers besetzten Majubaberg (Spiz-Kopp), wurde aber gründlich geschlagen, und fiel 46 Jahre alt, mit dem größten Theil seiner Mannschaft. Da zogen die Engländer andere Saiten auf und machten Frieden. Ob er dauernd sein wird, ist eine andere Frage. Es war überhaupt eine üble Erbschaft, welche das freisinnige Ministerium Gladstone übernahm, als es das königlich gesinnte Ministerium Beaconsfield ablöste. Der alte Beaconsfield (früher d'Israeli) überlebte jedoch seine Niederlage nicht lange; er starb im Frühjahr 1881 u. soll ihm jetzt ein Denkmal gesetzt werden. Wir kommen nun zu der franken

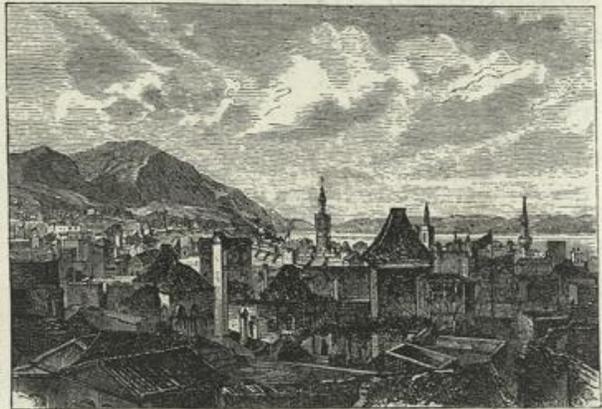
Türkei

von der eigentlich Alles gesagt ist wenn man sie sterbend nennt. Jeder Nachbar reißt seinen Theil weg, und wegen des lumpigen albanesischen Nestes Dulcigno hat sich sogar eine vereinigte europäische Flotte vor Gravosa geschaufelt, hat gemeinschaftlich gespeißt und blind geschossen. Das kleinere Griechenland, kaum größer als Baden, hat bei 50,000 Mann marschfertig gemacht und will mit dem hübschen Stück Land,

das ihm zugefallen, nicht zufrieden sein, sondern beansprucht ganz Thessalien und Epirus. Nun, ich denke es wird nehmen, was es bekommt.

Die Mörder des Sultan Abdul-Aziz, der sich s. B. mit einer Scheere die Adern geöffnet haben sollte, sind vor Gericht gestellt worden, darunter der bekannte Midhat Pascha, und wurden zum Tode verurtheilt, aber begnadigt.

Ein fürchterliches Unglück war das Erdbeben in



Chios vor dem Erdbeben.

Chios. Die Insel umfaßt außer der Hauptstadt Chios oder Castro ungefähr 40 gut angebaute Dörfer mit 40,000 Einwohnern, und diese Ortschaften sind durch das Erdbeben vom 3. und 4. April 1881 fast gänzlich zerstört und 12,000 Menschen getödtet worden. Hunderte sind in Folge der Aufregung, vor Hunger und Durst wahnsinnig geworden. Wahrlich, da thut Hilfe noth. Es wäre wohl besser, die Großstaaten hätten das Geld, welches die Flottenschauausstellung von Gravosa gekostet, dort verwendet.

Amerika.

In Südamerika wurde wieder einmal ein blutiger Krieg zwischen Chili auf der einen und Peru und Bolivia auf der andern Seite ausgefochten. Die Chilenen siegten bei Miraflores und nahmen die Hauptstadt Lima und deren Hafen Callao. Der Präsident Pierola floh — und ein rechter Frieden ist noch nicht geworden, weil man Niemand hat, mit dem man ihn abschließen kann.

In Nordamerika siegten die Republikaner, welche die Bundesregierung befestigen, gegen die Demokraten, welche die Macht der Einzelstaaten stärken wollen. Der Präsident General Garfield — ein selbstgemachter Mann — leistete am 4. März den Eid, und zog begleitet von 6000 Milizen ins Capitol zu Washington ein. — Daß nicht nur die gekrönten, sondern sogar auch die ungekrönten regierenden Häupter des Lebens nicht mehr sicher sind, beweist der Meuchelmordanschlag, welcher am 2. Juli an dem Präsidenten Garfield verübt worden ist.

Hebel's Rheinländischen Hausfreund's

Poetisches Schatzkästlein.

(Sämmtliches Original-Dichtungen, deren Nachdruck verboten ist.)

An Kirchenrath Dreutel in Karlsruhe.

[Aus Hebels ungedrucktem Nachlasse.]

Jeß loset, Dreutel, was i euch will sage:
's Neujohr het uffem Chilchthurm drizeh gschlage;
druf luegi no de Sterne, wie's au stoht,
und wie's im neue Johr ächt äppe goht!
Bi euch gohts guet. Denn was e Astrolog
gern seh möcht, sieht er, seig es an der Waog,
am Widder oder Leu und an der Jumpsere (wohl
verstande, felseh am Himmel ielemol
au uf der Erde). Was seit jeße d'Woag
mit ihrem goldne Gwicht zuem Astrolog?
Sie seit: „Wem gilts?“ I sag: „eim Special
in Mülle obe. Zesch e gueti Wahl,
so gunnem si und schwank nit lang! Sie seit:
„Gang, leng' mer no meh Gwicht, was z' Schaale treit.
Jeß lengi tausig Centner Gold; 's isch nit
für euch. Was thätet er dermit!
Gold macht nit riech, Gold macht nit gesund und froh —
's isch numme 's Gwicht; doch Glück und Freud
und Fried

lit in der andre Schaale, bis die zieht.“
Jeß zieht sie sölle! — „Leng mer no meh Gwicht!“
Ich sag: „Gib achtig, aß nit d'Schaale bricht!“
Sie seit: „Zalt's Muul! Verstohst du's echters besser?“
Ich sag: „Ze nei. I bi jo numme e Professor.“
Jeß stoht es in. Jeß leert sie d'Schaale us,
dur's Chämi ab, in's Specials si Zuus.
Druff sagi: „wenn de ferig bisch, so thue
au no ne Gwichtstei oder zue derzue!“
Ich Gold Fei Glück, so bringts doch au ke Zarm,
und machr's nit rich, so machts doch au nit arm,
wers z'benuge weiß wie Er. Sie seit: „Mira,
es chunt mer uff e Centner au nit a
für so ne Biederma!“ —
Jeß wisseners, und wird's im neue Johr
an Euch und Eurer Frau und Chinder woht,
se isch's mi Freud. I blib, bis i verebel

Euer Z . . . I.

Paul Heyse.

Wohl! sein eigener Herr zu sein,
Ist des Menschen höchste Würde,
Doch die Furcht treibt insgemein
Heerdenmenschen in die Hürde.

Lieber laßt ihr, zahm und schwach,
Euch in's Fell ein Zeichen brennen,
Dürft ihr nur dem Leitbock nach
Stöplings in den Abgrund rennen.

Mit der Staatskunst ist es genau
Wie mit dem Hausregiment der Frau:
Am besten verstehen ihre Sachen,

Die am wenigsten von sich reden machen.
Das aber wollen die Herren nicht wissen,
Die selber des Lebens sind beflissen,
Meinen, die Krone der Staatskunst sei
Wenig Wolle und viel Geschrei,
Und besser mundet ihnen der Schmaus,
Riecht man den Braten im ganzen Haus.

Wie soll man in der Welt sich regen?
Wer Unrecht hat, der büßt's mit Schlägen,
Wer Recht behält, den liebt man nicht,
Und wer neutral bleibt, heißt ein Wicht.

Der Vers. — Kobell.

Ich kumm' nit aus, wie soll ich's mache',
Ich arbeit' wie e' Karregaul
Un' nix d' ergeht, 's is zum Verzable',
Mer meenet, ich wär' noch so faul;
Es langt mer halt mei' Sümme' nie,
„Un' die Sraa?“ — Ja die! —

Ich leb', als wär' ich e' Kartheuser,
Dun Worzle un' vun Kräuter schier;
Ich trink' kenn' Wei', als nor e Schnäpsche
Un' hab' e' elendes Quartier,
Un' doch he' Geld, ich wees' nit wie,
„Un' die Sra?“ — Ja die! —

'S sin' doch Gottlob ke' schlechte Zeite',
Jeß sag' emol, ob du's verstehschst,
'Hab' aach ke' Kinner, die was koschte',
Do mach' 'n Vers druff, wann d' een' weescht,
Do helf' mer mit der Poesie,
„Un' die Sraa?“ — Ja die! —

Ei Freund, den Vers — hab' ich gelacht —
Den hot mer ewig lang gemacht
Sich, sechsmol sechs is sechs un' dreißig
Un' is der Mann aach noch so fleißig
Un' die Sra is liderlich,
Geht doch Alles hinner sich.

Zuem neue Johr. — Albrecht.

Die Wässerli göhn, wie si chönnen, im Ahi,
Wer möcht sie o zelle Johr us und i,
Nengg dausig Johr' si' sie gange—n und cho
Cha si, 's isch in dausig Johr ebe—n eso.
Und ünseri Jöhrli sie chönnen—n und göh'n
Und ob mer o meine, wie fest as mer stö'h'n
Und ob mer bitrüebt si' oder vergnüegt,
Mer rütsche—n im Dahlweg, der Waidlig fliegt.

Aber eineweg, isch üs das Herz nit schwer,
Mer lön d' Fegge nit lambe, Funterär,
Mer luege—n üs d' Welt a, der Himmel isch blau,
Und git üs jo alli Johr Rege—n und Thau,
Mer schaffe und lide Keni Dischtle—n und Dorn',
Und d' Matte gen Gras und d' Aekere 's Chorn,
Und, wenn's Gottswill isch, g'rothe doch eimol am Ahi
Wieder d' Trübel im Rebberg dann trottemer Wi.

Es isch mit der Hoffnig e b'sunderbar Ding,
Und die meiste Lüt ästemere sie z'ring,
Wenn's Pla a' dim Waidlig vum Niederwind g'schwilt
Fahr'sch ringer rhuuse, isch's Wasser o wild.

Hesch z'schwimme und z'watte und stürme's der im
Chopf,

Und hesch erst kei Hoffnig, bisch en elende Tropf,
Aber chennsch sie, sie trait di dur Trüebfal und Leid,
As ob schier en Engel auf Hände Dich trait.

Jetz murt halt e mengge: „'s isch e trurigi Zit.“
Doch isch es nit woher, und mer förche—n üs nit;
Zwor lebt mer uf Erde nit im Paradies,
Im Summer git's G'witter, im Winter git's Is,
'S isch en alti G'schicht sell, und 's het jede si Schur,
Aber bisch numme g'sund und bringsch's mitte derdur
Was witt denn no witerst? Bis z'friede dermit,
De tuschtsch mit em Chaiser vo Russland no nit.

Drum sagi „Willchumm“ o in dem neue Johr,
Es b'hüet üs ünser Herrgott vor Chrieg und vor G'fohr,
Er geb üs in d' Herze—n e heitere Mueth,
Er erhalt üs bi Chräfte und frisch ünser Blut,
Und i wünsch o, es würdi jedwedem bischert,
Was er sich in dem Johr in Ehre bigehrt,
Und i wünsch — mer hebt 's besti uf d' legti jo uf —,
As der legte Tropfe Schmierwi de Ahi abe luf.

Mädcher und Wei'. — Kobell.

Ich bin e' Freund vum Mädcher un' Wei',
Hab' doch de' Wein oft vergesse',
Sich! wann ich bei mein'm liebe' Schatz
Vertraulich bin gefesse';

Es is mer aber nie passirt,
Wann ich luschtig gewest bei'm Wei',
Dass ich mei' Mädche' vergesse' hätt',
Das fiel mer all'zeit ei'.

Mein Schatz. — Barad.

Mein Schatz, des is e Mädche,
So giebt's halt gar keens mehr,
Nit Gens hot's noch im Städtche,
Des wie mein Liesche wär';
So goldig, lieb un herzig!
Un hätt' ich unner verzig
Die Wahl: ich nähm' nor die
Un sunscht keen Anneri!

Warum? des will ich sage:
Sie is halt gar so schön
Un hot d'r e Paar Age,
Des muß e Jedes g'schdehn:
So Age hot nit Keni
Bun alle Mädcher, — Keeni
Hot Age, wie des sin,
In ihrem Köppche drin!

So weech wie Sammet is d'r
Ihr Haut un weiß wie Schnee,
Un rothe Bäckcher, wist 'r,

Die sin d'r grad wie zwoe
Frisch ufgeblühte Rösche!
D'rzwische sibt e Räsche, —
's giebt keens mehr so, ich wett,
So herzig un so nett!

Un gar ihr Mäulche! — Jesses,
Des is so lieb un sib
Wie Honigseim: ich freß' es
Als fachtgar wann ich's kiff'!
Un selwer kann se kiffe:
So kiff — des muß ich wisse —
Keen Mädche mehr, des is
Ganz sicher un gewiß!

Un wenn se lacht, mein Liebche,
Zeigt se ihr Perlezäh'n,
Un zeigt im Sinn ihr Griebche:
Ich möcht' als grad vergehn!
Dann 's is d'r gar so niedlich
Un gar so abbediblich,

Mein Freed un mein Bläfir:
's macht mich ganz hinnerfir!

Un Händcher hot mein Liesche,
So zierlich un so kleen,
Un liever Gott, e Fische,
Sie kann facht nit druf stehn!
Auch springe mit un danze
Als wie die Kehlun kann se,
Denn leicht is, wie der Wind,
Des lieve gude Kind!

Noch manches könnt' ich sage,
Was d'r mein Schätzche hot,
Allein ich darf's nit wage,
Sunscht schännt se, die lieb' Krott
's brauch't's aach keen Mensch zu wisse!
Nor Gens dhu ich vermisse
Un ihr: Sie hot keen Geld, —
Un 's is nit, wo das fehlt!

Des Rheinländischen Hausfreund Städtebilder aus dem Mittelalter.

Weinheim.

Weinheim, bad. Amtsstadt im Unterhainkreise, ist 367 Fuß (110 Meter) über dem Meere an der Weichnig und der Straße von Heidelberg und Darmstadt gelegen und zählt mit Nechstenbach 7161 Seelen. Hinter dem Städtchen erhebt sich ein kegelförmiger Berg, auf welchem die Burg Windeck steht. Die Einwohner leben von Feld-, Wein- und Obstbau, sowie Gewerben, unter welchen letzteren die Gerberei stark vertreten ist.

Die Stadt ist sehr alt; denn ein gewisser Macharius schenkte schon 755 seine Güter dort an die Kirche zu Hepenheim, mit welcher sie später an das berühmte Kloster Lorsch kamen, das im Jahre 790 vom Grafen Pafold u. A. noch mehr Güter daselbst erhielt. Im Jahre 1000 bekam Weinheim von Kaiser Otto III. Marktrechte und im Jahre 1045 von Kaiser Heinrich IV. eine Münzstätte und verschiedene Freiheiten. Am Ende des 13. Jahrhunderts ward es zur Stadt erhoben. Als unter Kaiser Friedrich II. das Kloster Lorsch an Mainz kam, ging Weinheim an die Pfalz über, worüber einige Streitigkeiten entstanden. Später wurde Weinheim an Mainz verpfändet, 1545 aber wieder eingelöst.

Die Stadt selbst hat manches herbe Schicksal erlitten. Im Jahr 1556 brannte sie fast ganz ab, kam aber nachher wieder zu großer Blüthe, bis der dreißigjährige Krieg auch diese Gegend verwüstete. Das Bild, welches der Hausfreund dem Leser vorführt, ist aus der Blüthezeit Weinheims.

Eine Beschreibung zu diesem Städtebilde sagt:

„Liegt an der Bergstraße, eine Meil unter Schriesheim, an dem Wasser Weichnig oder Weichnig, darin vil gute Fische und Forellen gefangen werden, welches Fließlein daselbst aus dem Rachen der Berge des Odentwaldes auf die Ebene sich aufgehёт und das Rheingöw durchfließt, bis es bei Stein in den Rhein fällt!“ Sie sagt auch: „Es ist außer Fisch und Weins auch sonst andere gute Schnabelweid allhie, so in großer Anzahl aus dem angrenzenden Odentwald, sonderlich vor dem dreißigjährigen Kriege, darin dieses Städtlein auch nicht ist geschont worden, dahin gebracht wird!“

Im Jahre 1621 hausten die Spanier unter Corduba hier sehr übel. 1631 kam Gustav Adolf nach Weinheim; es wurde aber das Städtlein 1634 wieder von den Kaiserlichen besetzt. Später kamen die Franzosen und verwüsteten den Ort. Nach dem westphälischen Frieden (1648) erhob sich die Stadt wieder, wurde aber im Orleans'schen Erbfolgekrieg durch den Nordbrenner Melac im Jahr 1689 erobert und geplündert.

Im Jahr 1698 hielt sich der pfälzische Hof hier auf. An geschichtlich merkwürdigen Gebäuden sind zu nennen: der

rothe Thurm, aus dem 14. Jahrhundert stammend, die katholische Kirche, welche Kaiser Karl der Große im Jahre 809 mit vielen Einkünften begabte, mit einigen interessanten Grabsteinen, das ehemalige Klostergebäude, die Wredische Hof, das fürstliche Schloß (später Domänenverwaltung, jetzt Privateigenthum), das gräflich Waldner'sche Schloß mit einem schönen Garten, das von Babo'sche Haus, das Spital, im Jahr 1502 von Hartmann Ulmer von Dieburg gestiftet, die im Jahre 1731 erbaute neue Stadtkirche, die Reste des ehemaligen Tempelherrenhauses, das deutsche Ordenshaus u. s. w.

Die Burg Windeck, welche sich hinter dem Städtchen erhebt, ist wohl schon im 12. Jahrhundert gestanden.

Das deutsche Ordenshaus bekam 1307 in Weinheim Bürgerrecht. In der betreffenden Urkunde sind die Deutschritter da genannt: „Die Brudere des deutschen Huz zu Winheim, die in dem Capelhofe wohnent.“

Bemerkenswerth ist auch die „Ordnung zu Winheim“, „der von Winheim Freiheit“, welche im Jahre 1489 aufgestellt wurde, durch das darin ersichtliche Bestreben, die direkte Steuer, namentlich die Grundsteuer oder Bet aufzuheben u. statt ihrer die indirekte oder Verkaufsteuer (Ungelb oder Accis) einzuführen und das Erträgniß derselben zwischen der Herrschaft und der Stadtgemeinde zu theilen.

Als Merkwürdigkeit in unmittelbarer Nähe Weinheims ist zu erwähnen, daß im Mittelalter dort Kupfererze gefunden wurden; denn im Jahre 1486 verscrieb R. Philipp das Bergwerk am Eichelberg hinter Weinheim und das Kupfer daselbst einer Gewerkschaft von Mchaffenburg. Sobann wird in der Bergordnung des Kurfürsten Friedr. II. vom Jahre 1551 einer Kupfergrube bei Weinheim, in der „Buchlinge“, gedacht. Ferner befindet sich ein Kurbrunnen etwa eine Viertelstunde westlich von Weinheim entfernt, der zwar schon früher bekannt war, aber erst 1827 neu gefaßt und zu einem Bade eingerichtet wurde. Es ist ein stark eisenhaltiges, kohlen-saures Mineralwasser, ähnlich jenem von Pyrmont, nur enthält es mehr Eisen und weniger Kohlen-säure als jenes. Dieser Kurbrunnen liegt 399 Fuß über dem Meere. In der Nähe sind die beiden romantischen Thäler, das Birkenauer und Goryheimer Thal.

Weinheim bietet prächtige Spaziergänge und ist einer der angenehmsten Aufenthaltsorte des bad. Unterhainkreises.

Die Stadt, welche 1803 an Baden gefallen ist, zählte 1814 4039, 1825: 4612, 1840: 5383 und 1880 7161 Einwohner.

Offenburg.

Offenburg an der Kinzig, eine ehemalige freie Reichsstadt, liegt auf einer mächtigen, die flachere Rheingegend

Weinheim.



Offenburg.



überragenden Höhe, am Fuße kleiner mit Reben beplanzter Borshügel des Schwarzwaldes, an dem schon ziemlich weit geöffneten Eingange des Kinzigthales, etwa 4 Stunden von Straßburg.

Die romantisch schöne, etwas erhabene Lage der Stadt in einer der gesegnetsten Gegenden des Landes, ihre breite, die Stadt der Länge nach durchziehende Hauptstraße, ihr ziemlich regelmäßiger Bau, sowie die vielen hübschen Gärten, machen sie zu einem sehr lieblichen Aufenthaltsorte. Die schönsten älteren Gebäude sind: die Pfarrkirche mit einem stattlichen Thurm, die Knabenschule und das Pfaarhaus, das Stadthaus, Kaufhaus, das ehemalige Ritterhaus u. s. w. Sehenswerth ist auch das im Jahr 1853 dem Franz Drake, als dem Verbreiter der Kartoffeln in Europa, errichtete Denkmal. Offenburg besitzt einen ziemlich starken Gewerbsbetrieb, Getreide- und Weinhandel. Eine der ältesten Fabrikanlagen war wohl die Mannberger'sche Tabakfabrik, welche im Anfange unseres Jahrhunderts im Gange war. Besonders bemerkenswerth ist die schöne Eisenbahnbrücke, welche über die Kinzig führt.

Offenburg ist sehr alt und war wahrscheinlich eine römische Niederlassung. Eine unverbürgte Sage läßt den Ort durch den irischen Heidenbefehrer Offo als „Offo's Burg“ neu gründen; wahrscheinlich aber ist sie von den Zähringer'schen Herzogen als „offene Burg“ (vielleicht zu gleicher Zeit und mit ähnlicher Namensbezeichnung wie Freiburg) gegründet oder erweitert und mit Vorrechten ausgestattet worden. Das älteste Siegel der Stadt Offenburg stellt eine Burg mit geöffneten Thoren dar. In dem eingegangenen, früher nahegelegenen Kinzdorf, aus welchem Offenburg emporwuchs, war die uralte Malkätte der mit dem Breisgau vereinigten Ortenau oder Mortenau. Nach dem Erlöschen der Zähringer nahmen die Hohenstaufen den Ort in Besitz, und hatte er während der Kämpfe Friedrichs II. mit dem Bischof von Straßburg viel zu leiden. Zur Zeit des Zwischenreichs wurde die Stadt reichsunmittelbar. Sie ging lange Zeit hindurch als Pfandschaft von einer Hand in die andere und erlebte fast dieselben Schicksale, wie Gengenbach, Zell und das Kinzigthal. Seit 1350 blieb Offenburg Reichsstadt unter österreichischem Schutze, ward 1632 von den Schweden unter Horn erobert und 1638 unter Bernhard von Weimar angegriffen, entging indessen im Jahre 1679 dem Schicksal, den Franzosen als Ersatz für das verlorene Freiburg bis zu dessen Wiedererlangung, abgetreten zu werden. 1689 wurde sie jedoch von den Leschern eingekerkert; nur das Kapuzinerkloster, das spätere Gymnasium und einige Häuser in der Nähe blieben stehen. Die durch diesen Brand verursachten Verluste, bei welchen auch der größte Theil des Archivs und der Bibliothek zu Grunde ging, sowie die Kriegssteuern waren ungeheuer. Eine im Jahre 1697 erschienene Bekanntmachung gibt den Schaden, welchen die kleine Stadt am 26. September 1638 bis Ende Dezember 1698 durch Brand an Frucht, Wein, Geräthschaften und Abgaben

erlitten hatte, auf die Summe von 1,169,691 Gulden an. Hier erfolgten die Desterreicher am 24. September 1707 einen Sieg über die Franzosen.

Die österreichische Schutzherrschaft wurde mit der Reichsvogtei der Ortenau 1702 dem Markgrafen Ludwig von Baden als Mannlehen gegeben und fiel erst nach Erlöschen seines Geschlechts an Desterreich zurück. Der Frieden von Duneville brachte die Stadt an das Haus Baden, dessen Vorfahren schon oft im Besitze derselben gewesen waren.

Die Bevölkerungszunahme dieser Stadt ist gegenüber den andern alten Städten, wie Karlsruhe, Freiburg, Mannheim und Pforzheim ein ziemlich mäßiger zu nennen. Im Jahre 1813 zählte sie 2779, im Jahre 1840 gegen 3700 und etwa 40 Jahre später über 7100.

Daß die Gegend um Offenburg, wie auch Ortenberg in römischer Zeit besiedelt waren, darauf weist wohl ein Grabstein hin, dessen Inschrift das Grabmal eines Centurionen erkennen läßt, welcher den Heerhaufen der Trimacher befehligte und in Domana, einer Stadt Armeniens, zu Hause war.

Geschichtlich bemerkenswerthe Gebäude sind die kath. Kirche mit modernem Thurm, das ehemalige gegen Südosten gelegene Kloster der Franziskaner, welcher Orden um 1280 dort sich niedergelassen hatte, die Landvogtei, (Siz des früheren österreichischen Landvogts) das Ritterhaus, in welchem die Angelegenheiten des schwäbischen Ritterkantons Ortenau besorgt wurden. Die Stadt besaß bemerkenswerthe mittelalterliche Einrichtungen, deren Rechte und Gewohnheiten Kaiser Karl IV. im Jahre 1347 bestätigte, in der Schühengilde zum hl. Sebastian, über welche ein Brief aus dem Jahre 1451 vorhanden ist.

Das alte Regiment der früheren freien Reichsstadt theilte sich in das Rathskollegium und in den jüngern Rath. Das erstere bestand aus 5 Gottwaldbzwölfem, den Städtemeistern und einem Kanzleiverwalter, der ein Jurist war, welchem Collegium der Reichsschultheiß vorsah, der von dem österreichischen Landvogt in die Ortenau gesetzt wurde. Dieser Magistrat übte alle hohe und niedere Gerichtsbarkeit in der Stadt und ihrem Gebiete aus. Doch hatte der Reichsschultheiß das Recht der Begnadigung.

Der sog. junge Rath bestand aus den sieben übrigen Gottwaldbzwölfem, von welchen zwei Städtemeister sind, die übrigen aber andere Stadtdienste neben ihren Rathstellen bekleideten.

Die Gottwaldbzwölfer waren wahrscheinlich die Geschworenen und Richter für den Gotteswald, an welchem die Offenburger und die ihnen gehörenden Orte Antheil hatten.

Das Bild, welches der Leser hier sieht, zeigt Offenburg als Reichsstadt etwa in dem Jahre 1550.